

Lising Pagenstecher

Die Wiederentdeckung der Normalität von Frauen-Beziehungen

I. Ursachenforschung aus Betroffenheit

Mein Bedürfnis, mich mit der Frage nach den Entstehungsgründen von Liebes- und Lebensbeziehungen zwischen Frauen auseinanderzusetzen, – ein Bedürfnis, das nur dort aufkommt, wo solche Beziehungen tabuisiert sind –, ist zunächst einmal ein ganz persönliches. Ich meine damit nicht nur, daß mich diese Frage beschäftigt, weil ich Frauen als liebenswürdig empfinde und mit Frauen zusammenlebe, denn das tun viele Frauen, ohne sich deshalb sonderlich für die Entstehungsgründe von Frauenbeziehungen zu interessieren. Mein besonderes Interesse an dieser Frage rührt aus meiner persönlichen Lebensgeschichte als Mädchen und Frau, die sich unter sich wandelnden historischen Bedingungen in Mädchen und Frauen verliebt hat und inmitten der verwirrenden Reaktionen ihrer Umwelt einen Weg zu sich selber gesucht hat und noch weiter sucht.

Als ich mir meiner leidenschaftlichen Gefühle für Mädchen und Frauen bewußt zu werden begann, war ich etwa 14 oder 15 Jahre alt. Zu dieser Zeit endeten der Zweite Weltkrieg und das Dritte Reich. Ich lebte damals in einer kleinen Stadt bei Verwandten, einer angesehenen Bürgerfamilie. Homosexualität war zu dieser Zeit in dieser Umgebung ein unaussprechliches Thema. Wo die Auseinandersetzung damit unumgänglich war, weil vereinzelt Frauen und Männer ihren „Hang“ zum eigenen Geschlecht nicht ganz verbergen konnten, – ich wußte zu dieser Zeit von einer solchen Frau und von einem solchen Mann – wurden von den mich umgebenden Erwachsenen entsetzte bis mitleidige Tuschelgespräche geführt, so daß mir meine Gefühle wie ein heimliches Verbrechen vorkamen. Das Thema Homosexualität war so tabuisiert, daß ich noch lange nach dem Ende des Dritten Reichs nichts davon gehört habe, daß neben Juden, Kommunisten, Sozialisten, Anhängern von Konfessionsgemeinschaften und Zigeunern *auch* Homosexuelle in die Konzentrationslager gekommen waren. Erstmals habe ich durch die in den 70er Jahren

aufkommenden Lesben- und Schwulen-Zeitschriften davon erfahren, denn die Homosexuellen, die die Konzentrationslager überlebten, „... waren ... nach 1945 weiterhin damit belastet, in einer feindlichen Umwelt zu überleben. Irgendeine Wiedergutmachung, finanziell oder moralisch, ist ihnen bis heute versagt geblieben.“¹

Neben dieser Kriegs- und Nachkriegserfahrung des absoluten Homosexualitäts-Tabus erlebte ich in der Frühphase der BRD, daß Frauen sich von vermeintlich oder offenkundig lesbischen Frauen lästernd, verächtlich oder mitleidig abgrenzten und diese Frauen als eine Art Zwitterwesen aus ihrer Lebenswelt ausgrenzten. Die Begriffe „lesbisch“ oder „homosexuell“ wurden in meiner Umgebung damals nicht verwendet. Das „Phänomen“ wurde umschrieben, so als ob die reine Verwendung dieser Begriffe bereits unsittlich gewesen wäre und etwas unerlaubt Laszives verraten hätte. Auch ich selber habe daher jahrzehntelang vermieden, mich so zu begreifen und zu bezeichnen. Es war, als ob ich mit einer Seite meiner Person nicht existiert hätte. Da ich nun aber mit dieser Seite, wenn auch heimlich, doch sehr intensiv existierte, nahm ich das Wenige, was ich über Homosexualität erfuhr, wie mit einem Vergrößerungsglas wahr und wurde von den von mir damals noch nicht durchschauten Vorurteilen und von der empfundenen Verachtung in meinem Denken und Fühlen sowie in meinem Verhalten für lange Zeit geprägt.

Als ich mit 17 meiner sieben Jahre älteren und frisch verheirateten (Vorbild-)Schwester von meinen „besonderen Gefühlen“ für Frauen erzählte, richtiger, sie ihr beichtete, nahm sie dies – wie ich es damals empfand – sehr liebe- und verständnisvoll auf. Verständnisvoll hieß 1947 in einer bürgerlichen Familie, die Liebe zwischen Frauen als psychische Verirrung anzusehen und eine psychotherapeutische Behandlung in Erwägung zu ziehen, natürlich mit dem Ziel der Umwandlung zur Heterosexualität. Die Empfehlung einer tiefenpsychologischen Behandlung, die meine Schwester mir gab – obwohl aus vielerlei Gründen in dieser Zeit für mich nicht realisierbar – war zu diesem Zeitpunkt etwas Fortschrittliches, die fortschrittlichste Haltung, der ich damals überhaupt begegnet bin. Sie bedeutete, die von den Nationalsozialisten als „erbbiologische Anomalie“, als „Widernatürlichkeit“, aber auch als reine „Haltlosigkeit“ bekämpfte Homosexualität², auf die mit harten Strafen und mit „Ausmerzungen“ reagiert wurde,³ als einen kurierbaren Seelendefekt anzusehen. Gemessen an Einstellung und Verhalten der Nazis, die viele homosexuelle Männer – wegen „Volks-“ und „Wehrkraftzersetzung“ – in die Konzentrationslager schickten, – von denen die meisten dort umkamen – und die der psychoanalytischen Auffassung von der Psychogenese der Homosexualität ihre erbbiologischen Vorurteile⁴ und ihre Verweichlichungsauffassung entgegensetzten, war die Reaktion meiner Schwester, die mich nur als „gefühlsverirrt“ ansah, wirklich progressiv. Und so empfand ich diese Haltung auch, weil ich unter den damaligen Verhältnissen meine Liebe zu Frauen gerne gegen eine heterosexuelle Präferenz und Lebensweise eingetauscht hätte. Ich war ja mit meinen unerwünschten Gefühlen allein und mußte mir auch allein meinen Weg suchen zwischen den von mir erwarteten, aber für mich unbefriedigenden Beziehungsversuchen mit Jungen und meiner unaussprechlichen Leidenschaft für Mädchen. Es gab zu dieser Zeit noch keinerlei Orientierungshilfen für lesbische Mädchen/Frauen wie Treffpunkte, Selbsterfahrungsgruppen, Demonstrationen, Zeitschriften, Literatur, Frauenbuchläden usw., wie sie heute zumindest in allen größeren Städten zu finden sind. Denn diese Angebote sind erst durch die neue Frauenbewegung entstanden oder wieder-entstanden.

Bei meinen frühen Versuchen, mich Mädchen oder Frauen anzunähern, habe ich oft erlebt, daß keine Probleme auftauchten, solange die erotische Anziehung nicht ausgesprochen, sondern – in gewissen Grenzen – sprachlos gelebt wurde. Sobald ich aber meine Gefühle beim Namen nannte, wichen die Frauen entsetzt zurück, drückten mir ihr Mitleid aus, rieten zu einer Hormonbehandlung oder zur Konsultation eines Psychotherapeuten.

Im Unterschied zu meiner Schwester war meine Mutter, als sie von meiner ersten Liebesbeziehung mit einer Frau erfuhr – ich war damals 25 – hellauf entsetzt und voller Schuldgefühle. Sie grübelte nach den Gründen ihres Versagens, suchte mehrere Psychoanalytiker auf und drängte mich, eine Analyse zu machen, in der Hoffnung, daß ich dadurch psychisch „geheilt“, d.h. heterosexuell werden würde. Daß ich dies – trotz Analyse – nicht wurde, hat meine Eltern ihr Leben lang zutiefst beunruhigt und betrübt, und sie suchten nach immer neuen Erklärungen für das für sie Unbegreifliche und Unannehmbarere.

In meiner Familie bestand ein enormer Heiratszwang. Meine Eltern – besonders meine Mutter – schämten sich vor Verwandten und Bekannten, daß von ihren vier heiratsfähigen Töchtern lange Zeit nur eine verheiratet war, und sie ließen uns ihren Kummer häufig spüren. Als später eine zweite Schwester heiratete, atmete ich innerlich auf, weil sie die Familienehre ein Stück gerettet und den auf mir lastenden Heiratsdruck etwas gemildert hatte. Für meine Eltern aber blieb es ein nagender Makel, daß zwei ihrer Töchter keinen Mann hatten. Mein Vater, hoch in den 80 und schon erblindet, diktierte einer meiner Schwestern einen Brief zu meinem 50. Geburtstag, in dem er mir von einer Frau über 50 erzählte, die noch geheiratet und ein Kind bekommen hätte . . . Ich selber habe bis zu meinem 40. Lebensjahr die Fiktion einer Heirat unhinterfragt mit mir herumgeschleppt. Ich bekam Torschlußpanik und fühlte mich alt. Und erst als ich diese Fiktion innerlich abschüttelte und mit der Lebenslüge einer irgendwann einmal erfolgenden Heirat aufräumte, fing ich auf vielen Ebenen an, ich selber zu werden. Ich fühlte mich auf einmal so jung, als ob das Leben noch ganz vor mir läge.

Die geschilderten Erfahrungen haben mein Selbstwertgefühl als Frau lange Zeit sehr erschüttert oder richtiger, mich massiv daran gehindert, ein solches Gefühl zu entwickeln. Vorbilder und Traditionen für Frauenbeziehungen, an denen ich mich hätte orientieren können, waren verschüttet. Ich fühlte mich ausgestoßen aus meinem eigenen Geschlecht.

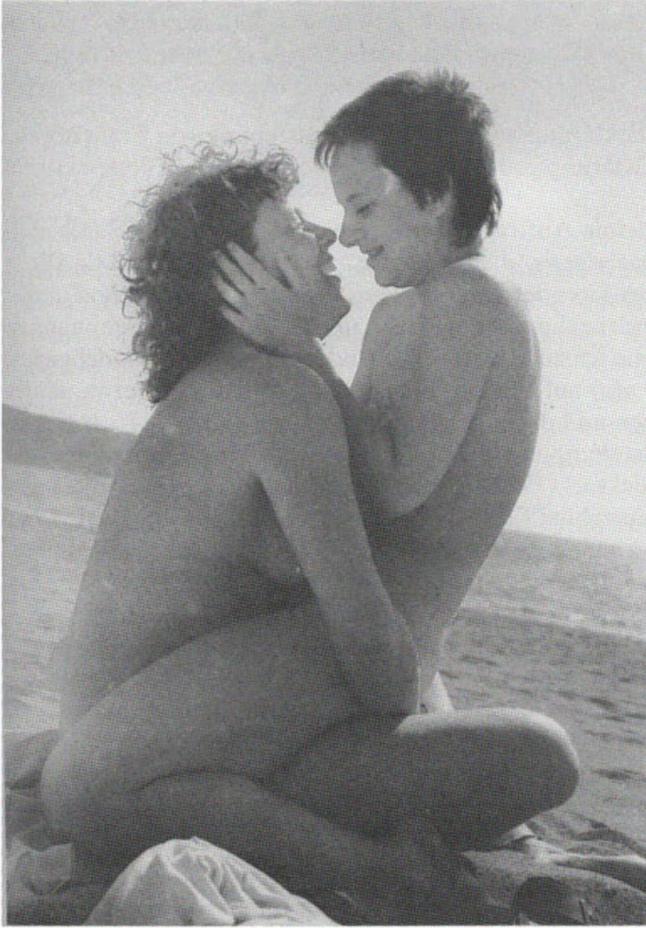
Die tiefe und lang anhaltende Verletztheit und Verwirrung darüber, mich aus den Reihen der „richtigen“ Frauen ausgeschlossen zu fühlen, waren der Motor für meine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Fragen, warum ich mich in Frauen verliebe, warum das etwas Besonderes ist und warum Frauen sich nicht in Frauen verlieben.⁵ Ich konnte es nicht begreifen, daß es ein psychischer Defekt, eine Krankheit, eine Hormonstörung, kurz ein Irrtum der Natur sein sollte, daß ich Frauen gegenüber sehr sinnliche, lust- und liebevolle Gefühle hatte, zumal bei heterosexuellen Beziehungen gerade das Fehlen solcher Gefühle als Defekt angesehen wird.

Neben meiner bewußten Intention, durch die Erforschung der Ursachen von Frauenbeziehungen zu deren Entmystifizierung und Entideologisierung beizutragen, versprach ich mir unbewußt von dieser Forschung wohl auch eine Rehabilitierung als Frau, d.h. die Aufnahme in mein eigenes Geschlecht.

Wer ist „normal“?

Obwohl ich einen tiefen Zweifel an den herrschenden Etikettierungen weiblicher Homosexualität hatte, haben mich diese Etikettierungen, wie sie mir im Laufe meines Lebens immer wieder begegnet sind, so verunsichert und geängstigt, daß ich mich an die Frage nach den Gründen meines So-Seins lange Zeit nicht herangewagt habe. Den Mut, mich damit auseinanderzusetzen, habe ich erst gefunden, als ich in einer psychoanalytischen Gruppe anfang, mein Geheimnis anderen Menschen gegenüber zu lüften und als ich – etwa gleichzeitig – durch die aufkommende Frauenbewegung mit Erstaunen feststellte, daß auch „normale“ Frauen Probleme mit dem von ihnen erwarteten „Frausein“ hatten.

Ich begann zu begreifen, daß der nagende Zweifel, ob Frau eine „richtige“ Frau ist, *allen* Frauen beigebracht wird – was es so schwer macht, die Gründe zu durchschauen –. Der Gedanke lag nahe, daß, wenn in dieser Gesellschaft *keine* Frau eine „richtige“ Frau sein kann, lesbische Frauen nicht die einzigen „falschen“ Frauen sein können, daß sich also



Ele Pilgram: „Frauenliebe“ (Farbfoto)

die Grenzziehung zwischen „falschen“ (lesbischen) Frauen und „richtigen“ (heterosexuellen) Frauen nicht aufrechterhalten läßt.

Es ist daher nicht zufällig, daß ich mich bei der Auseinandersetzung mit den Entstehungsbedingungen von Frauenbeziehungen sehr bald gefragt habe, ob und wie eigentlich „normale“ Frauen (Frauen, die der gesellschaftlichen Norm entsprechen, Männer zu lieben und/oder zu ehelichen) dazu kommen, sich irgendwann in ihrem Leben in Frauen zu verlieben und Beziehungen mit ihnen einzugehen. Aus der (psychoanalytischen) Literatur wußte ich nur von Frauen, die entweder ein für allemal lesbisch oder heterosexuell, allenfalls bisexuell waren und deren „Tribschicksal“ sich in der frühen Kindheit in Form einer bestimmten psychosexuellen „Disposition“ oder „Orientierung“ entschieden hatte. Von Frauen, die zunächst einmal aus-

schließlich Männer lieben, im Laufe ihrer Lebensgeschichte dann aber dazu kommen, ausschließlich Frauen zu lieben und mit ihnen zusammenzuleben, hatte ich nichts erfahren. Solche Frauen existierten in der Theorie nicht – nur lesbisch empfindende Ehefrauen, die im Laufe ihrer unbefriedigenden Ehe entdeckten, daß ihre sexuellen Bedürfnisse sich auf Frauen richteten –. Wenn ich also nachweisen könnte, daß auch „normale“, Männer liebende Frauen im Laufe ihrer Lebensgeschichte dazu kommen, sich in Frauen zu verlieben und mit ihnen glücklich zu werden, dann könnte die Liebe zwischen Frauen nicht länger als Sache einer anomalen, pathologischen oder sonstwie „gestörten“ Minderheit abgetan werden. Vielmehr würde sie als allgemeines Bedürfnis von Frauen erkennbar, das nur durch gesellschaftliche Normen und Lebensbedingungen unterdrückt wird. Eine solche Erkenntnis würde dann konsequenterweise zu der Frage führen, was Frauen eigentlich daran *hindert*, Frauen zu mögen, sich für Frauen zu interessieren und sie zu begehren, anstatt wie üblich zu fragen, was in aller Welt mit Frauen los ist, die sich in

Frauen verlieben. Aber um zu dieser Frage vorzudringen, mußte ich selber einen Sinneswandel durchmachen und begreifen, daß alle mir bekannten Ursachenerklärungen für Liebesbeziehungen zwischen Frauen darauf hinausliefen, lesbische Frauen als Produkt einer mißlungenen Weiblichkeitssozialisation darzustellen und so von den „normalen“, „richtigen“ Frauen zu trennen.

Perspektivenwechsel

Die im folgenden dargestellten Erklärungsansätze für die Entstehung von Frauenbeziehungen sind das Produkt meines Klärungsprozesses und der Versuch, einen Perspektivenwechsel herbeizuführen.

Mein erster Beitrag, „Der geheime Auftrag der Mütter – wie Mädchen lesbisch werden“ (1980)⁶, hat zum Ziel, meine eigene – „unnormale“ – Entwicklung aus der Ecke individualisierender und pathologisierender Deutungsmuster herauszuführen und in den Zusammenhang weiblicher Unterdrückungsbedingungen und Befreiungsbestrebungen zu stellen. In diesem Beitrag versuche ich zu erklären, wie und warum bereits Mädchen lesbisch werden. Ich beziehe mich also auf Frauen, die sich von früh auf an (etwa ab der Pubertät) in Frauen verliebt haben und dabei geblieben sind.

Mein zweiter Beitrag zur Entstehung von Liebes- und Lebensbeziehungen zwischen Frauen, „Abschied vom Tribschicksal“ (1978)⁷, beschäftigt sich mit der Frage, unter welchen Bedingungen „normale“ (ausschließlich Männer liebende) Frauen im Laufe ihrer Lebensgeschichte dazu kommen können, Frauen zu lieben. Er bezieht sich also auf Frauen, die erst relativ spät und nach längeren Liebes- und Lebensbeziehungen mit Männern (meist Ehen) lesbische Gefühle bei sich entwickelt und entdeckt haben. Außerdem gehe ich in diesem Beitrag der Frage nach, was Frauen in unserer Gesellschaft hindert, Beziehungen mit Frauen einzugehen.

Gemeinsam ist beiden Ansätzen, die Entstehung von Liebesbeziehungen zwischen Frauen als partiellen *Befreiungsprozeß* von weiblichen Rollenzwängen zu begreifen und das psychologische Konstrukt von der „psychosexuellen Disposition“ durch eine lebensgeschichtliche und gesellschaftsanalytische Betrachtungsweise zu ersetzen.

II. Der geheime Auftrag der Mütter – wie Mädchen lesbisch werden

Über die Entstehung gleichgeschlechtlicher Liebesbeziehungen zerbrechen sich Mediziner, Psychiater, Psychoanalytiker und Psychologen seit Generationen den Kopf, neuerdings tun dies auch Soziologen. Was bei diesen Überlegungen herauskommt, ist allerdings keineswegs einheitlich: Ärzte und Psychiater neigen mehr dazu, Homosexualität als angeboren oder durch „Hormonstörungen“ bedingt anzusehen. Psychoanalytiker, Psychologen und Soziologen dagegen sind eher der Auffassung, daß Lesbisch- und Schwulsein (Bezeichnungen, die ich dem gleichmacherischen Begriff „Homosexuelle“ vorziehe) lebensgeschichtlich erworben sind⁸.

Mit der lesbischen Thematik haben sich – im Unterschied zur männlichen Homosexualität – nur wenige Psychoanalytiker und Psychiater befaßt. Ihre Ursachenerklärungen stützen sich auf biologische und psychologische Faktoren, also auf Anlage- und Umwelteinflüsse⁹. Wie in der gesamten Anlage-Umwelt-Diskussion besteht auch hier die Haupt-

schwierigkeit darin, Anlage- und Umweltfaktoren klar voneinander zu trennen. In bezug auf körperlich ererbte Merkmale konnte trotz eifriger Untersuchungen bisher nur festgestellt werden: „Im morphologischen“, also den Körperbau betreffenden, „und im physiologischen (und besonders im hormonalen) Bereich sind die Unterschiede zwischen den Homosexuellen und den Heterosexuellen belanglos. Allein das Liebesempfinden und das sexuelle Verhalten sind andersartig“¹⁰. Es spricht also vieles dafür, daß die gleichgeschlechtliche Liebe ein erworbenes oder zumindest von Umweltfaktoren entscheidend mitbeeinflußtes Verhalten darstellt.

Kritik an der psychoanalytischen Ursachenforschung

Die meisten der – wenigen – Untersuchungen, die sich mit der Entstehung der weiblichen Homosexualität auseinandergesetzt und nicht nur rein körperliche Faktoren berücksichtigt haben, kommen aus psychoanalytischer Richtung¹¹. Diesen Untersuchungen sind folgende *Schwächen* gemeinsam:

1. die Arbeiten stammen ausschließlich von heterosexuell lebenden Therapeuten und Therapeutinnen, die aus unbetroffener Distanz und heterosexueller Voreingenommenheit an das Thema herangehen;
2. obwohl die Aussagen sich nur auf vereinzelte Lesbierinnen stützen, die therapeutische Hilfe in Anspruch genommen haben, werden sie von den Autor(inn)en häufig verallgemeinert;
3. sie betrachten das Lesbischsein als seelische Krankheit, „als regressiv-pathologische Abweichung von einer für gelungen erachteten Entwicklung zu heterosexueller Reife“¹², deren Ursache sie insbesondere in einer frühen „Störung“ der Mutter-Tochter-Beziehung sehen;
4. die gesellschaftliche Aufteilung der Geschlechterrollen gilt ihnen als unumstößliche Norm. Dabei wird die weibliche Rolle als naturnotwendige Verkümmern der modellhaft männlichen Rolle begriffen und festgeschrieben.
5. Als wesentliches Merkmal des „lesbischen Defekts“ wird die Unangepaßtheit von Lesbierinnen an die herrschende weibliche Rollennorm angesehen. Daß die Erfüllung der unterdrückenden weiblichen Rollenerwartung krankmachende Auswirkungen hat¹³, wird dabei ebenso wenig in Betracht gezogen wie die Veränderbarkeit der historisch deformierten weiblichen Rolle.
6. Bei der Erklärung des Lesbischwerdens beschränken sich die Autor(inn)en auf „psychische Störungen“ im Beziehungssystem der Familie. Außerfamiliale Entstehungsgründe für die Konflikte innerhalb der Familie werden in die Erklärungen nicht einbezogen. Daher wird auch der Zusammenhang zwischen den psychischen Konflikten von Frauen und ihrem sozialen (Minder-)Status nicht gesehen.
7. Da die herrschende weibliche Rollennorm von den psychoanalytischen Ursachenforscher(inn)en nicht als Produkt der gesellschaftlichen Unterdrückung von Frauen verstanden wird, können sie auch die emanzipatorische Bedeutung der Rollenabweichung von Frauen nicht begreifen. Ihre Betrachtung verschließt sich daher der Dialektik von weiblicher Unterdrückung und Emanzipation.

Die Kritik am starren Festhalten an den herrschenden weiblichen Rollennormen und an der Ausblendung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse und ihrer Bedeutung für die Stellung der Frau läßt sich jedoch nicht auf die psychoanalytische Auseinandersetzung

mit weiblicher Homosexualität beschränken, auch wenn die blinden Flecke hier besonders kraß in Erscheinung treten. Sie gilt auch für weite Teile der psychoanalytischen Auseinandersetzung mit Weiblichkeit allgemein. So formuliert die feministische Psychoanalytikerin Luce Irigaray (Frankreich):

„Man hat nicht aufgehört, die Fragen aufzuzählen, die sich die Psychoanalyse zu dem der Frau zuteil werdenden, insbesondere sexuellen ‚Schicksal‘ stellen könnte . . . Doch wären die historischen Determinierungen dieses ‚Schicksals‘ es wert, ein wenig weiter befragt zu werden. Was implizieren würde, daß die Psychoanalyse die Grenzen ihres theoretischen und praktischen Feldes selbst wieder in Betracht zieht und sich den Umweg einer ‚Deutung‘ der kulturellen und ökonomischen wie auch der politischen Grundlagen auferlegt, die sie ohne ihr Wissen geprägt haben. Und daß sie sich fragt, ob es möglich ist, sich abgehoben mit der weiblichen Sexualität auseinanderzusetzen, ehe man festgestellt hat, was den Status der Frau in der allgemeinen Ökonomie des Abendlandes ausmachte.“¹⁴

Zur Entwicklung einer neuen Perspektive

Ich möchte an diese Aufforderung Luce Irigarays anknüpfen und einen *neuen* Ansatz zur Erklärung des Lesbischwerdens von Mädchen vorschlagen. Dieser Ansatz begreift bestimmte – für das Lesbischwerden besonders wichtige – psychische Mechanismen von Müttern aus ihrer gesellschaftlichen Unterdrückung als Frauen und gleichzeitig als subjektiven Protest gegen diese Unterdrückung. Kern meines Vorschlags ist es, das Lesbischwerden als *weiblichen Emanzipationsprozeß* – als partielle Befreiung von weiblichen Rollenzwängen – zu verstehen, der durch unterdrückte Bedürfnisse und unbewußte Emanzipationswünsche von Müttern in patriarchal geprägten Gesellschaften ausgelöst wird. Dieser Ansatz begreift die Entwicklung zur Lesbierin also weder als biologisch bestimmt, noch als krankhaft, sondern als eine besondere und extreme Form des Protests gegen weibliche Rollenzwänge. Daher verzichte ich bei der Darstellung meines Konzepts auch weitgehend auf Begriffe, die in der psychoanalytischen Literatur im Zusammenhang mit Lesbierinnen verwendet werden. Denn diese Begriffe halten das Denken in Richtung „Krankheit“ gefangen und verschleiern die Probleme, die *allen* Frauen aufgrund ihrer Unterdrückung gemeinsam sind. Trotz dieser Einschränkung und meiner Kritik an der psychoanalytischen Ursachenforschung lehne ich die psychoanalytische Methode jedoch nicht grundsätzlich ab. Von der zentralen Bedeutung des „Unbewußten“ für menschliches Verhalten, besonders in Konfliktsituationen, wie Freud sie in seiner Theorie herausgestellt hat, geht auch mein Erklärungsansatz aus.

Der zur Diskussion gestellte Ansatz ist empirisch noch nicht überprüft, befindet sich also noch auf der Stufe eines Denkmodells. Er verwendet jedoch eigene Erfahrungen und die anderer Lesbierinnen als Erkenntnisquelle. Zwar gilt das besondere Interesse dieses Vorschlags der Erklärung des frühen Lesbischwerdens, doch ist die Grundannahme meines Ansatzes, die Dialektik von Unterdrückung und Emanzipation im weiblichen Leben, nicht auf das Lesbischwerden beschränkt. Hieran – so meine These – zeigt sich dieses Spannungsverhältnis jedoch in einer besonders ausgeprägten Form.

Der geheime Auftrag der Mütter

In patriarchalen Gesellschaften wird Frauen prinzipiell weniger Wert beigemessen als Männern, und Frauen werden in ihren Entfaltungsmöglichkeiten stark eingeschränkt. In solchen Gesellschaften entwickeln Frauen, um zu überleben, mehr oder weniger unterschwellige Emanzipationsbedürfnisse und Protesthaltungen. Solche Protesthaltungen können sich in unterschiedlicher Weise äußern: in Unzufriedenheit, Nörgelei, seelischen und körperlichen Leiden; in Bewunderung und Neid gegenüber Fähigkeiten bei anderen, die sie selbst unterdrücken mußten; in Auflehnung gegen Bevormundung und so weiter. Da es Frauen unter den Rollenzwängen patriarchaler Gesellschaften nur begrenzt möglich ist, sich ihre Unterdrückung bewußt zu machen und offen dagegen zu protestieren, bleibt ihnen ihr Rollenkonflikt häufig – zumindest über längere Zeit – unbewußt. Und unbewußt suchen sie daher auch nach Ventilen für ihren aufgestauten Unmut. *Ein* solches Konfliktventil kann nun für Mütter darin bestehen, ihre Töchter zu Erbinnen ihrer Emanzipationswünsche zu machen, indem sie ihre unterdrückten Bedürfnisse in Form von „unbewußten Erwartungsphantasien“¹⁵ auf die Töchter projizieren.

Diese Projektion kann mit dem ersten Lebenstag der Tochter – vielleicht auch schon vorgeburtlich – beginnen. Und es ist bekannt, daß Kinder „über eine außerordentlich feine Einfühlung in die unbewußten Tendenzen der Mutter verfügen und darauf sehr empfindlich reagieren“¹⁶. Je mehr nun die Mütter am Ausleben wichtiger Bedürfnisse gehindert wurden und werden, desto mehr suchen sie in der Tochter ein Projektionsobjekt für ihre unterdrückten, ungelebten Wünsche¹⁷. Was den Müttern verwehrt war, sollen die Töchter verwirklichen. Sie sollen zu offenen Verbündeten des versteckten Protests der Mütter werden – des Protests gegen die Unterdrückung lebenswichtiger Bedürfnisse, die ihnen die verstümmelte Frauenrolle aufgezungen hat.

Sicher haben nicht alle Töchter für ihre Mütter dieselbe „Projektionsqualität“, wie ich es nennen möchte. Ich nehme vielmehr an, daß bestimmte Töchter eine höhere Qualität für die emanzipatorische Projektion ihrer Mütter besitzen als andere; daß sie die Emanzipationsbotschaft umfassender vermittelt bekommen. Dies dürfte sowohl an der Art der Tochter liegen als an der spezifischen Lebenssituation, in der sich die Mutter während der Kindheit der Tochter befunden hat. Aus dieser besonderen Kombination ergibt sich eine besondere Beziehung zwischen Mutter und Tochter sowie zwischen Tochter und Mutter. *Mädchen, die lesbisch werden*, das ist meine These, haben in ihrer Kindheit eine besonders große Projektionsqualität für die unbewußten Emanzipationswünsche ihrer Mütter besessen und daher den Emanzipationsauftrag besonders umfassend vermittelt bekommen¹⁸; und ihre Mütter haben sie aus unbewußtem Protest gegen ihre Unterdrückung als Frau durch verschiedene Alarmsignale vor der Bindung an den Vater/Mann – vor der Unterwerfung unter die deformierte Weiblichkeit – gewarnt.

Aufgrund der starken Empfänglichkeit von Kindern für unbewußte mütterliche Tendenzen und aufgrund der besonderen Projektionsqualität lesbischer Töchter für ihre Mütter dürften Mädchen, die lesbisch werden, die auf sie gerichteten emanzipatorischen Erwartungen ihrer Mütter besonders stark verinnerlichen. Die *Entwicklung zur Früh-Lesbierin* besteht demnach darin, die stark verinnerlichten, unbewußten Rollenproteste und Emanzipationsphantasien der Mutter im Rahmen der eigenen lebensgeschichtlichen Möglichkeiten und Grenzen zu verwirklichen¹⁹. Wie diese Verwirklichung bei der einzelnen Lesbierin aussieht, läßt sich nur durch eine differenzierte Beschreibung der unterschwellig und offen geäußerten Erwartungen der Mütter und der spezifischen Lebensverläufe ihrer lesbischen Töchter herausfinden. Allgemein gesagt, drückt sich in unserer Zeit die Ver-

wirklichung des Rollenprotests der Mutter bei ihren früh-lesbischen Töchtern meistens auf folgende Weise aus: Zum einen darin, daß sie ganz bestimmte Rollenerwartungen *nicht* erfüllen: ihre Weiblichkeit Männern *nicht* unterwerfen, also nicht oder nur zeitweilig und dann unzufrieden mit Männern zusammenleben²⁰. Zum anderen müssen sie – aufgrund ihrer von Männern unabhängigen Lebensweise – die einengenden weiblichen Rollenzwänge aufbrechen, um ihre wirtschaftliche Existenz zu sichern und um ihre spezifischen Bedürfnisse zu leben.

Dieser Ansatz wirft ein neues Licht auf die vorwurfsvolle Feststellung Freuds, „daß eine Anzahl von weiblichen Wesen in der ursprünglichen Mutterbindung steckenbleibt und es niemals zu einer richtigen (!) Wendung zum Manne bringt.“²¹

Nun ist es aber nicht einfach so, daß Mütter es nur positiv empfinden, wenn ihre lesbischen Töchter ihre unbewußten emanzipatorischen Erwartungsphantasien leben. Denn die in den Phantasien enthaltenen Wünsche mußten von den Müttern ja gerade verdrängt werden, weil sie im Widerspruch standen zu den Rollenzwängen, die den Müttern auferlegt wurden. Manche Mutter ist auch neidisch, wenn ihre Tochter erotische, seelische, geistige Bedürfnisse lebt, die sie bei sich selbst unterdrücken mußte. Außerdem kann es für eine Mutter sehr bedrohlich sein und Verlustängste hervorrufen, wenn ihre Tochter sich beim Ausbruch aus dem weiblichen Rollengefängnis verselbständigt: Zum Beispiel wenn sie im Beruf weiterkommt und wenn sie sich durch die Liebesbeziehung mit einer anderen Frau von ihr löst. Hinzu kommt das Problem, daß die emanzipatorische „Abweichung“ der Tochter – wie sie sich in der Lebensführung von Lesbierinnen äußert – gegenüber der Umwelt oft kaschiert oder gerechtfertigt werden muß.

Paradoxerweise kann also gerade das, was die Mutter der lesbischen Tochter unbewußt am stärksten aufgetragen hat – den Ausbruch aus dem weiblichen Rollengefängnis – zu massivsten Konflikten zwischen Mutter und Tochter führen. Denn in der bewußten Mutter drückt sich noch einmal der Zwang der patriarchalen Gesellschaft aus, gegen den sie unbewußt revoltiert.

Die heimlichen Erwartungen an die Töchter helfen den Müttern, die unerträgliche Spannung zwischen der unterdrückenden Wirklichkeit und ihren geheimen Befreiungswünschen zu mindern. Je stärker die Mütter unterdrückt wurden, desto mehr erwarten sie insgeheim von ihren besonders „hellhörigen“ Töchtern, daß sie die weiblichen Fesseln sprengen. Tun die Töchter dies aber, so macht das den Müttern Angst. Denn in den aufbegehrenden Töchtern begegnet ihnen etwas von ihrem gesellschaftlich verbotenen „Selbst“, was Schuld- und Neidgefühle hervorrufen kann. Dies macht sowohl die Schwierigkeit von Müttern verständlich, ihre lesbischen Töchter zu akzeptieren, als auch die Konflikte, in die Mädchen/Frauen geraten, wenn sie den „geheimen Auftrag“ der Mutter verwirklichen.

Konsequenzen für die psychoanalytische Theorie und Therapie

Läßt sich die Plausibilität dieses Ansatzes erhärten, so hätte das Konsequenzen für die psychoanalytische Theoriebildung und Therapie. Viele Grundannahmen der psychoanalytischen Theorien müßten neu durchdacht und auf ihre Haltbarkeit hin überprüft werden. Insbesondere gilt das für den Stellenwert des „Penisneids“, für den kindlichen Ablösungsprozeß und den Objektwechsel, das heißt für die Bewertung der Bedingungen, unter denen das Mädchen die Bindung an die Mutter/Frau aufgibt oder beibehält und sich dem

Vater/Mann zuwendet oder von ihm abwendet. Es stellt sich nämlich die Frage, ob das Gelingen der „Frauwerdung“ an einem Objektwechsel gemessen werden kann, der die Unterdrückung und Mißachtung des eigenen Geschlechts zur Voraussetzung und zur Folge hat?!

Nach Luce Irigaray sagt die psychoanalytische Theorie zwar „die Wahrheit“ über das ungleichwertige Verhältnis der Geschlechter. „Aber sie bleibt dabei stehen. Indem sie es ablehnt, die historischen Determinierungen ihres Diskurses . . . und insbesondere das, was die bis heute ausschließlich männliche Geschlechtsspezifik der Anwendung ihrer Gesetze impliziert, zu deuten, bleibt sie im Phallogentrismus befangen, aus dem sie einen universellen und immerwährenden Wert zu machen beabsichtigt.“²²

Der hier vorgeschlagene Denkansatz begreift den Prozeß des Lesbischwerdens als die allmähliche Verwirklichung eines früh verinnerlichten weiblichen Emanzipationskonzepts; als ein sukzessives Ausbrechen aus Rollenbeschränkungen, die Frauen auferlegt werden. Folgt man diesem Ansatz, so wird verständlich, daß Therapien, die den Versuch unternehmen, lesbische Frauen auf den Weg der Heterosexualität zu führen – sie also den Rollenzwängen anzupassen, die eine heterosexuelle Lebensweise unter unseren Verhältnissen mit sich bringt – wenig Aussicht auf Erfolg haben. Denn Emanzipationsprozesse sind nicht einfach umkehrbar, auch – oder vielleicht gerade – wenn sie unbewußt verlaufen. Darin liegt die Sprengkraft und die Tragik des frühen Lesbischwerdens: Sprengkraft, weil der heimliche Emanzipationsauftrag der Mütter so stark wirkt, daß er zur Ausführung zwingt, zum Durchbrechen der den Frauen in unserer Gesellschaft vorgegebenen Rollenbeschränkungen; Tragik, weil Lesbierinnen aufgrund ihres stark verinnerlichten Protestauftrags mehr oder weniger gezwungen sind, einen Lebensweg einzuschlagen, der gegen die herrschende Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern verstößt. Dies verwickelt viele lesbische Frauen – zumindest zeitweilig – in schwere psychische und soziale Konflikte. Wenn sie sich aufgrund solcher Konflikte in Therapie begeben, so ist es für den Erfolg dieser Therapie meiner Meinung nach ganz wichtig, daß die emanzipatorische Leistung, die im Lesbischwerden liegt, begriffen und bewußt gemacht wird. Denn es geht an der Lebensrealität von Lesbierinnen vorbei, sie als mißglückte Frauen oder verhinderte Männer zu betrachten, die es zur „wahren“ (unterdrückten) Weiblichkeit zurückzuführen gilt.

Ausblick auf Utopia

Aus dem Vorschlag, das Lesbischwerden von Mädchen in unserer Gesellschaft aus der sozialen Unterdrückung von Frauen/Müttern zu verstehen, soll nicht abgeleitet werden, daß es in anderen als patriarchal geprägten Gesellschaften keine Liebesbeziehungen zwischen Frauen gäbe. Im Gegenteil: in einer Gesellschaft, in der nicht der Mann als Modell alles Menschlichen, als Maß aller Dinge gilt, sondern jedem Geschlecht sein ihm eigener positiver Wert zukommt, könnten Frauen sich selbst und andere Frauen viel stärker respektieren und lieben. In einer solchen Gesellschaft hätten verschiedenste Liebesbeziehungen Raum. Und Liebesbeziehungen zwischen Frauen wären dort kein ins gesellschaftliche Abseits gedrängtes exotisches Verhalten, sondern eine mindestens als gleichwertig empfundene Form der Liebe.

III. Abschied vom Tribschicksal

Kritik an der „psychosexuellen Disposition“

In der sexualwissenschaftlichen Literatur zur Homosexualität findet man durchgängig einen absolut gesetzten Dispositionsbegriff, der besagt, daß bestimmte psychosexuelle Erlebnisse und Entwicklungsverläufe in der frühen Kindheit das Tribschicksal von Menschen bestimmen. In dieser Zeit soll die den weiteren Lebenslauf determinierende Entscheidung fallen, ob – auf Frauen bezogen – eine Frau sich im späteren Leben psychosexuell manifest und dominant von Frauen oder von Männern angezogen fühlt. Ferner soll die früh entwickelte Triebstruktur (heterosexuelle oder homosexuelle „Disposition“) letztlich unveränderbar sein, also immun gegenüber allen späteren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Entwicklungsprozessen.

Sicher werden in der frühen Kindheit sehr wichtige psychosexuelle Weichen gestellt, aber ich möchte aufgrund eigener Reflexionsprozesse und sehr auffälliger Untersuchungsergebnisse behaupten, daß die Veränderungsmöglichkeiten menschlicher „Objektwahl“ und Sexualbedürfnisse größer sind als gemeinhin angenommen wird. Ilse Kokula (Berlin) und ich haben nämlich bei unseren Gesprächen mit Frauen mittleren Alters, die zu dieser Zeit alle ausschließlich mit Frauen zusammenlebten, festgestellt, daß einige dieser Frauen viele Jahre von ihnen als schön und lustvoll erlebte psychosexuelle Beziehungen mit Männern hatten (der gängigen Auffassung nach also als „heterosexuell“ zu bezeichnen sind) und erst nach langjährigen Unterdrückungserfahrungen und nach langwierigen Bewußtwerdungs- und Verselbständigungsprozessen in heterosexuellen Beziehungen zu Frauenbeziehungen gekommen sind. Vorgängige Reflexionen sowie dieser empirische Befund waren der Anlaß dafür, *die Tragfähigkeit des psychoanalytischen Dispositionsbegriffs im Hinblick auf heterosexuell lebende Frauen in Frage zu stellen und ein an der weiblichen Lebensgeschichte orientiertes Erklärungsmodell für den festgestellten, psychosexuellen Identitätswandel zu entwickeln.*

In der gegenwärtigen Sexualforschung der BRD geht man im allgemeinen davon aus, daß manifeste Homo- und Heterosexualität Ausdrucksformen der in der frühen Kindheit erworbenen „psychosexuellen Disposition“ sind.²³ Zwar wird eingeräumt, daß latente homosexuelle Wünsche auch bei „heterosexuell disponierten“ Frauen und Männern vorhanden sind, doch unterliege die manifeste Homosexualität einer „kollektiven“ – gleichsam unüberwindlichen – „Abwehr“.²⁴ Auch wird hervorgehoben, daß die „homosexuelle Disposition“ von Frauen und Männern durch den gesellschaftlichen Zwang zur ausschließlichen Heterosexualität zeitweilig durch heterosexuelle Normen überlagert und durch Anpassung an die gesellschaftlichen Verhaltensforderungen unterdrückt wird. Doch wird die Vorstellung von einer determinierenden Disposition deswegen nicht etwa aufgegeben. Dies liegt meines Erachtens daran, daß in der Theorie wie in der gesellschaftlichen Praxis homosexuell und heterosexuell lebende Individuen säuberlich voneinander getrennt werden, wodurch der Blick für parallele Probleme und Schwierigkeiten verstellt wird. So geht man stillschweigend davon aus, daß die heterosexuelle Identitätsaneignung nach Kindheit und Pubertät gleichsam reibungslos vonstatten gehe und nur die homosexuelle Karriere zu Problemen führe. Erst in jüngster Zeit ist dies von und für Frauen gründlich in Frage gestellt worden, und erst in jüngster Zeit haben Frauen begonnen, ihre Sexualität selbst zu erforschen und ihre psychosexuelle Entwicklung als etwas Eigenständiges, nicht von Männern Abgeleitetes und auf sie Bezogenes zu betrachten und zu begreifen.

So ist denn auch die *Besonderheit* der psychosexuellen Entwicklungsprozesse von Frauen zentral für meine *These*, daß die „heterosexuelle Disposition“ von Frauen keine lebens-

lange Festlegung bedeuten muß, sondern unter bestimmten lebensgeschichtlichen Bedingungen in lesbische Bedürfnisse und Beziehungen umschlägt.

Bei meinem Erklärungsversuch eines solchen *psychosexuellen Identitätswandels* gehe ich – im Unterschied zum relativ statischen psychoanalytischen Phasenmodell – von der Dynamik der *gesamten* weiblichen Lebensgeschichte aus und interpretiere diese als den Versuch der Selbstfindung und Selbstaneignung.

Brüche in der weiblichen Lebensgeschichte

Die gesellschaftliche Bestimmung von Frauen, ausgedrückt in der herkömmlichen weiblichen Rollenzuweisung, führt zu einem relativen Ausschluß von Selbstaneignungsmöglichkeiten. Frauen werden in ihren Entwicklungsmöglichkeiten in vielen Lebensbereichen weit stärker eingeschränkt und behindert als Männer. Von frühester Kindheit an werden sie auf ihre untergeordnete Rolle in der Gesellschaft vorbereitet. Und die meisten Frauen gehen – mehr oder weniger unbewußt und unreflektiert – erst einmal diesen gesellschaftlich vorgeschriebenen Weg. Während nun den lesbisch empfindenden Frauen die Festlegung auf die vorgeschriebene weibliche Rolle besonders krass in den versuchsweisen *sexuellen* Erfahrungen mit Männern zum Problem wird, scheint sich die Infragestellung der weiblichen Rollenerwartung bei heterosexuell empfindenden Frauen – wenn überhaupt – erst im Prozeß einer *allgemeineren* Identitätskrise zu entwickeln. Frauen, die in Kindheit und Pubertät gelernt haben, sich ihrer Geschlechtsrolle anzupassen und auf männliche Bedürfnisse einzustellen und welche die psychosexuellen Beziehungen mit Männern daher zunächst als schön und lustvoll empfinden, fügen sich dem Insgesamt der weiblichen Rollenerwartungen mit all seinen Beschränkungen offenbar leichter und länger als Frauen, die die psychosexuellen Beziehungen mit Männern als unbefriedigend oder sogar als abstoßend erleben.

Versteht man nun Beziehungen als vielfältige Versuche und Prozesse des Zu-sich-selber-Findens, so wird verständlich, daß unter den besonders einschränkenden und abhängigen Bedingungen, denen Frauen in der Regel in Beziehungen mit Männern ausgesetzt sind, sich im Laufe der Beziehung auf seiten der Frauen Bedürfnisse nach mehr Unabhängigkeit, nach mehr Verständnis und nach mehr Selbstentfaltungsmöglichkeiten auf den verschiedensten Ebenen entwickeln und dies, wenn die Männer auf diese Bedürfnisse nicht eingehen (können), zu Krisensituationen in der Mann-Frau-Beziehung führt: Zerrüttung der Beziehung, Flucht des Mannes in eine bequemere Beziehung, Trennung. Andererseits können aber auch besondere Krisensituationen im Leben von Frauen, wie Abwendung des Mannes bei einer Schwangerschaft, Alleingelassenwerden beim Problem einer Abtreibung, Wegfall von zentralen weiblichen Funktionen durch Erwachsenwerden der Kinder und fehlende Berufsmöglichkeiten, Beginn der Wechseljahre und damit verbundene Entwertungsgefühle, Selbstbesinnungs- und Selbstfindungsprozesse bei Frauen verstärken oder auslösen.

Bestehen oder ergeben sich nun in solchen Krisensituationen enge soziale und psychische Kontakte mit anderen Frauen, z.B. in Frauenarbeitskreisen und Selbsterfahrungsgruppen in Frauenzentren und Frauengruppen oder in Kooperationszusammenhängen am Arbeitsplatz, so erleben Frauen hier häufig, daß sie sich aufgrund gemeinsamer Erfahrungen, Bedürfnisse und Interessen mit Frauen oft besser über ihre Situation und Probleme verständigen können als mit Männern. Unter ihnen sind gleichberechtigtere Kommunikationsformen möglich, zumindest diskutierbar; sie können sich offener und emotionaler

aufeinander beziehen, also stärker aus sich herauskommen und damit stärker zu sich selber finden als in den üblichen geschlechtshierarchischen Beziehungsformen. Dieses **Sichselbst-in-anderen-Frauen-Erfahren** und der **gemeinsame Selbstfindungsprozeß** schafft eine **psychische Basis** zwischen Frauen, die dazu führen kann, zärtlich-erotische Gefühle anderen Frauen gegenüber zuzulassen und zu entwickeln.

Da die Entwicklung von Sexualität und Unabhängigkeit im weiblichen Sozialisationsprozeß meist stark unterdrückt wird, lernen Frauen nur unzureichend, eigene Bedürfnisse zu entwickeln und fremde Wünsche von eigenen zu unterscheiden und können daher eine Zeitlang die Unterordnung unter die sexuellen Bedürfnisse und Wünsche von Männern als schön und befriedigend empfinden.²⁵ Wenn Frauen aber im Verlauf ihrer heterosexuellen Beziehungen langsam entdecken, daß sie auch eigene Wünsche und Bedürfnisse haben²⁶, sie dafür jedoch bei Männern kein Verständnis finden, so kann dies zu einer Intensivierung ihrer Beziehungen zu Frauen führen. Es kann sich dann bei der psychischen Annäherung zwischen Frauen auch der Wunsch entwickeln, den eigenen Körper und die eigenen sexuellen Wünsche durch den Körper und die Sexualität einer anderen Frau zu erfahren und zu begreifen.

Auf diese Weise ergeben sich – wie Gespräche zeigen, die Ilse Kokula und ich mit Frauen zwischen 40 und 50 geführt haben – zur Zeit hin und wieder auch lesbische Beziehungen zwischen angeblich „heterosexuell disponierten“ Frauen oder zwischen heterosexuell und homosexuell „disponierten“ Frauen. Die ehemals heterosexuellen Frauen, die wir befragten und die nun bereits seit längerer Zeit ausschließlich mit Frauen zusammenleben, konnten sich eine Rückkehr in heterosexuelle Beziehungen nicht vorstellen.

Verhinderungen

Wie kommt es nun aber, daß heterosexuell lebende Frauen trotz ihrer im Verlauf der Beziehungen mit Männern oft erlebten Enttäuschungen relativ selten – wenn auch zunehmend mehr – Beziehungen mit Frauen eingehen? Bedenkt man, daß auch lesbisch empfindende Mädchen/Frauen Schwierigkeiten haben, sich dem gesellschaftlichen Zwang zur Heterosexualität zu entziehen und auf das Sozialprestige einer heterosexuellen Beziehung/Ehe zu verzichten, so wird verständlich, daß dies für heterosexuell lebende Frauen, die zunächst relativ unbewußt in eine heterosexuelle Beziehung „hineingewachsen“ sind, noch weitaus schwieriger ist. Weil Freundschaften und Beziehungen zwischen Frauen gesellschaftlich nicht gestützt und geschützt sind, macht es heterosexuellen Frauen trotz der ihnen in geschlechtshierarchischen Beziehungen auferlegten Unterdrückung von Entfaltungsmöglichkeiten – und zwar selbst dann, wenn sie dies erkennen – oft große Angst, sich auf eine Frauenbeziehung einzulassen.

Sie haben Angst vor dem Verlust der existenzsichernden materiellen Basis, die eine Ehe üblicherweise bietet, weil dieser Verlust sie vor die Notwendigkeit stellen würde, sich ihre Existenzgrundlage ausschließlich selbst zu verdienen, wofür sie häufig nicht ausreichend qualifiziert sind. Sie haben Angst vor einer rechtlich nicht geschützten, weil nicht institutionalisierten Form der Beziehung. Sie haben Angst vor dem Verlust des sozialen Prestiges, das mit Ehe, Kindern und mit der sozial meist höherwertigen Stellung des Ehemannes verbunden ist. Sie haben Angst, das soziale Prestige einer heterosexuellen Beziehung mit einer gesellschaftlich geächteten lesbischen Beziehung zu vertauschen. Außerdem betrachten sie sich selbst und ihresgleichen oft als minder-wertig. Sie müssen – sofern sie noch keine Kinder haben – auf eigene Kinder verzichten und damit auf die partielle Sinnerfüllung und Selbstverwirklichung durch Kinder. Oder sie müssen befürchten, daß

ihnen das Sorgerecht für ihre Kinder wegen „unsittlichen“ Lebenswandels abgesprochen wird. Auch dürften heterosexuell lebende Frauen aufgrund ihrer Ausrichtung auf die Erfordernisse heterosexueller Beziehungen, in Form von Anpassung und Passivität besonders auch im sexuellen Bereich, nicht selten Angst vor eigener sexueller Initiative und vor der unüblichen und verpönten sexuellen Initiative einer anderen Frau haben.²⁷

Frauenbeziehungen bergen zwar aufgrund ihrer sozialen Gleichrangigkeit einerseits die Chance zu einer größeren Selbständigkeit und Selbstverwirklichung in sich, auf der anderen Seite kann das ungewohnte Erfordernis der Selbständigkeit und das Gefühl sozialer Ungesicherheit aber auch große Angst erzeugen. Außerdem sind nicht institutionalisierte Beziehungen durch das Fehlen sozialer Stützen offener und labiler als institutionalisierte Beziehungen. Allerdings wird die größere Stabilität ehelicher Beziehungen von den Frauen oft mit dem Verzicht auf größere Verselbständigung und mehr eigenes Leben bezahlt.

Abschließend möchte ich die Behauptung aufstellen, daß die in unserer Gesellschaft weitgehend unüblichen Beziehungen zwischen heterosexuell lebenden Frauen oder zwischen heterosexuell und homosexuell lebenden Frauen weniger auf „psychosexuelle Dispositionen“ zurückzuführen sind als auf das frauenfeindliche und Frauenbeziehungen diskriminierende Klima in unserer Gesellschaft. Denn die Frage nach der Verbreitung von Frauenbeziehungen läßt sich am angemessensten dadurch beantworten, daß man nach den Chancen fragt, die Frauen in einer Gesellschaft haben, sich selbst und andere Frauen als voll-wertig zu erleben.

Anmerkungen

- 1 Rüdiger Lautmann, Winfried Grikschat, Egbert Schmidt, *Der rosa Winkel in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern*, in: Rüdiger Lautmann, Seminar: Gesellschaft und Homosexualität, Frankfurt 1977, S. 327.
- 2 Vgl. Erhard Vismar, *Perversion und Verfolgung unter dem deutschen Faschismus*, in: Rüdiger Lautmann, a.a.O., S. 316.
- 3 Vgl. Rüdiger Lautmann u.a., a.a.O., SS. 340, 342f., 350 ff.
- 4 Vgl. Hans-Martin Lohmann und Lutz Rosenkötter, *Psychoanalyse und Nationalsozialismus*, in: Psyche 11/1982.
- 5 Natürlich ist auch das Phänomen, daß Frauen sich nicht in Männer verlieben, nachdenkenswert, nur wird dies in einer Gesellschaft, die Männern den ersten Platz einräumt, schon hinreichend problematisiert.
- 6 Zuerst erschienen in: psychologie heute, Juni 1980, unter dem Titel „Der geheime Auftrag der Mütter. Wie Frauen lesbisch werden“. Ich möchte an dieser Stelle Lerke Gravenhorst danken, mit der ich bei der Entstehung des Artikels viele klärende Gespräche hatte.
- 7 Zuerst erschienen in: Dokumentation der Tagung Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, München, Oktober 1978, als Teil des Referats, „Coming out – ein lebenslanger Prozeß“; ferner unter dem Titel „Psychosexuelle Disposition und weibliche Lebensgeschichte“ in: Soziologische Analysen, Referate vom 19. Deutschen Soziologentag, TUB-Dokumentation Kongresse und Tagungen, Heft 1, Berlin 1979.
- 8 Vergleiche Siegrid Schäfer: „Was sind die Ursachen für Homosexualität?“ In: Sappho 70 – Zur Situation der lesbischen Frau heute. Henstedt-Ulzburg 1971.
- 9 Vergleiche Sigmund Freud: „Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität“, in: Studienausgabe Bd. VII, Frankfurt/M. 1973; sowie Charlotte Wolff: „Psychologie der lesbischen Liebe“, Reinbek 1973, S. 44 ff.
- 10 Etienne Baulieu und France Haour: „Die physiologischen und pathologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau“, in: Evelyne Sullerot (Hrsg.in): Die Wirklichkeit der Frau, München 1979, S. 171.
- 11 Vergleiche Helene Deutsch: „Über die weibliche Homosexualität“, in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XVIII, 1932, S. 219–241; dies.: „Weibliche Homosexualität“, in: dies., Psychologie der Frau, Bern 1948; Ernest Jones: „Early Development of Female Homosexuality“, in: International Journal of Psycho-Analysis, 8/1927; M. Khan: „The role of infantile sexuality and early object relations in female homosexuality“, in: J. Rosen (Hrsg.), „The pathology and treatment of sexual deviation“, London, Oxford 1964; Joyce McDougall: „Über die weibliche Homosexualität“, in: Janine Chasseguet-Smirgel (Hrsg.), Psychoanalyse der

- weiblichen Sexualität, Frankfurt/M. 1976; Charles W. Socarides: „*Der offen Homosexuelle*“, Frankfurt/M. 1971.
- 12 Ursula Fritz und Alexandra von Streit: „*Über weibliche Homosexualität und ihre wissenschaftliche Untersuchung*“, in: Volkmar Sigusch (Hrsg.), *Sexualität und Medizin*, Köln 1979, S. 317.
- 13 Zur „quasi normalen weiblichen Pathologie“ vergleiche Ursula Fritz und Alexandra von Streit: „*Psychosoziale Bedingungen weiblicher Homosexualität*“, unveröffentlichte Diplomarbeit, Frankfurt/M. 1976, S. 32f. und S. 114–132, sowie Janine Chasseguet-Smirgel (Hrsg.): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, Frankfurt/M. 1976.
- 14 Luce Irigaray: „*Unbewusstes, Frauen, Psychoanalyse*“, Internationale Marxistische Diskussion 66. Berlin 1977, S. 67. Hervorhebung im Original.
- 15 Der Begriff wurde von Horst-Eberhard Richter übernommen, aus „*Eltern, Kind und Neurose-Psychoanalyse der kindlichen Rolle*“, Reinbek ⁵1971, S. 73.
- 16 H.-E. Richter, siehe (15), S. 254.
- 17 Analog dazu H.-E. Richter, siehe (15), S. 77.
- 18 Diese Annahme trifft vermutlich nicht für diejenigen Frauen zu, die erst nach längeren, zeitweilig befriedigenden Liebesbeziehungen mit Männern lesbisch wurden. Bei ihnen wurde die Protesthaltung vermutlich nicht so sehr frühkindlich erworben als erst im späteren Leben entwickelt. Zu diesem Sondertypus vergleiche: Kapitel III, Abschied vom Tribschicksal.
- 19 Diese Definition dürfte ebenfalls nicht auf den zuvor beschriebenen Sondertypus von Lesbierinnen zutreffen.
- 20 Auch diese Definition gilt nicht für den zuvor beschriebenen Sondertypus von Lesbierinnen.
- 21 Sigmund Freud, *Über die weibliche Sexualität* (1931), in: Studienausgabe Bd. V, Frankfurt/M. 1972, S. 276.
- 22 Luce Irigaray, siehe (14), S. 87.
- 23 Vgl. z.B. Martin Dannecker, *Der Homosexuelle und die Homosexualität*, Frankfurt/M. 1978; Martin Dannecker und Reimut Reiche, *Der gewöhnliche Homosexuelle – Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*, Frankfurt/M. ²1974; Ursel Fritz und Alexandra von Streit, *Psychosoziale Bedingungen weiblicher Homosexualität*, siehe (13).
- 24 Ursel Fritz und Alexandra von Streit, siehe (13), S. 31.
- 25 „Selbst die erwachsene Frau erfährt lange Zeit ihre Unterdrückung, ohne sie zu entdecken.“ Carol Hagemann-White, *Die Kontroverse um die Psychoanalyse in der Frauenbewegung*, in: *Psyche* 8, 1978, S. 746.
- 26 „Die in einer Gesellschaft herrschenden Verhältnisse werden von den in sie hineingeborenen Menschen als Strukturen des menschlichen Lebens schlechthin erfahren und nur spät und mühselig relativiert.“ Carol Hagemann-White, siehe (25), S. 746.
- 27 „Angst und Scham der Frau ihrer Sexualität gegenüber bestehen vor allem, wenn es sich um sexuelle Erregung handelt, die in eigener Initiative herbeigeführt und erlebt wurde. Sexualität – so empfinden es nach wie vor die meisten Frauen – darf nur durch den Mann ausgelöst werden.“ Margarete Mitscherlich-Nielsen, *Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit*, in: *Psyche* 8/1978, S. 687.



Gisela Breitling: „Herbstbild“ (Öl/Leinwand, 30 × 24cm, 1976, Privatbesitz Berlin)